

„Und wer ist mein Nächster?“ (V 29)

Das war zurzeit Jesu eine durchaus offene Frage, auf die es die unterschiedlichsten Antworten gab. Nach jüdischem Verständnis waren die Nächsten erst die Mitglieder der eigenen Familie und Sippe, dann die, die zum eigenen Volk gehörten und manchmal auch noch die Fremden, die hier lebten.

Doch daneben gab es auch noch andere Auslegungen: Für Pharisäer waren die die Nächsten, die sich an das Gesetz hielten; für die radikale Gruppe der Essener in Qumran waren es die Mitglieder der eigenen Gruppe; für die Zeloten, die Untergrundorganisation gegen die römische Besatzungsmacht, war der der Nächste, die sie bei ihrem Kampf ganz konkret unterstützte.

Die Fülle solcher Antworten lässt sehr deutlich erkennen, dass hinter der Frage, wer mein Nächster ist, wie sie dieser Gesetzeslehrer heute im Evangelium stellt, eigentlich eine ganz andere steckt, die Frage nämlich: Wo darf ich eine Grenze ziehen? Wo genau hört meine Verantwortung auf?

Doch auf genau diese Grenzziehung lässt sich Jesus überhaupt nicht ein. Im Gegenteil: Durch sein Gleichnis vom barmherzigen Samariter stellt er die ursprüngliche Frage auf den Kopf. Wenn dort Jesus am Schluss den Gesetzeslehrer fragt: „Wer von diesen dreien, meinst du, ist dem der Nächste geworden, der von den Räubern überfallen wurde?“ (V 36), dann lautet die eigentliche Frage gar nicht mehr, wer ist mein Nächster, sondern jetzt heißt sie: Wem bin ich zum Nächsten geworden? Und das ist etwas völlig anderes.

Damit hat Jesus die ursprüngliche Fragestellung völlig entgrenzt. Er macht dies auch besonders anschaulich, indem er ausgerechnet einen Samariter, einen, der den Juden eigentlich feindlich gesinnt ist, zu dem Überfallenen kommen lässt; und ausgerechnet der hilft, während die Gesetzeskundigen einen großen Bogen um ihn machen. Selbst der Feind ist für ihn keine Grenze.

Dieses Beispiel Jesu korrespondiert auch mit anderen Aussagen, wenn er z.B. in seiner berühmten Bergpredigt fordert: „Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde...“ (Mt 5,43)

Diese Entgrenzung, die Jesus hier vornimmt, stellt uns heute aber vor ein Problem. Damals, zur Zeit Jesu, konnte ich nur zum Nächsten werden, wenn ich persönlich auf einen ganz konkreten Notfall gestoßen bin. Heute ist das allerdings anders. Schon in der Zeitung am frühen Morgen, aber erst recht in den Fernsehnachrichten stürmen Notsituation und Katastrophen aus der ganze Welt in einer gigantischen Fülle auf mich ein. Wenn dann auch noch diese unzähligen Bettelbriefe ins Haus flattern, die sehr ausführlich von akuten Notsituationen in anderen Erdteilen berichten, und manchmal sehr dreist um meine Hilfe bitten, dann stellt sich die Frage nochmal ganz anders:

Kann ich da, oder muss ich da wirklich immer und überall zum Nächsten werden und alles mir Mögliche tun, um dieses Leid zu mildern?

Bin ich denn damit nicht völlig überfordert?

Ist es denn nicht völlig normal, dass ich mir eine gewisse Immunität aneigne, dass ich einfach nicht mehr alles an mich heranlasse?

Bin ich denn nicht manchmal sogar gezwungen, mich zu weigern, anderen zum Nächsten zu werden?

Hier lohnt sich noch einmal ein kurzer Blick auf dieses Gleichnis, das Jesus da erzählt hat. Sehr ausführlich schildert Jesus hier alles, was dieser Samariter tut. Und wenn wir uns dies genau anschauen, dann wird hier sehr deutlich erkennbar, dass dieser Samariter alles tut, was in dieser Situation notwendig ist – aber eben auch nicht mehr. Für ihn führt dieser Überfallene zu einer kurzen Unterbrechung seines eigenen Reiseziels, aber nicht zu einer völligen Aufgabe. Er bringt den Überfallenen zu nächsten Herberge, und versorgt ihn; aber am nächsten Tag übergibt er ihn der Obhut des Wirtes, bezahlt dafür und setzt dann sein ursprüngliches Reiseziel fort. Die Hilfe des Samariters für den Überfallenen führt nicht dazu, dass er selber zu einem Notfall wird.

Hier wird eine Lösung für unser Problem heute angedeutet. Für die Menschen, die Hilfe brauchen, gibt es keine Grenze; bei der Form der Hilfe aber durchaus. Einem Notleidenden zum Nächsten zu werden, bedeutet nicht, dass wir dadurch unsere eigene Existenz vernachlässigen oder gar ruinieren lassen müssen.

Deshalb könnte die Forderung Jesu des heutigen Evangeliums in unserer heutigen Situation zweierlei bedeuten:

- Zum einen gibt es Situationen, da braucht es einfach unsere ganz direkte, unmittelbare Hilfe, um Gefahr für Leib und Leben abzuwenden. Oft genug aber braucht es auch Hilfe in der Form, dass wir Organisationen unterstützen, die unsere Hilfe sachgemäß wirksam werden lassen können. Dem anderen zum Nächsten zu werden hat nichts zu tun mit dem Produzieren eines „schönen Gefühls“, eines ruhigen Gewissens, dass man ja schließlich etwas gemacht hat. Es geht eben nicht um mich, sondern um den, der in Not ist.
- Zum anderen gibt es daneben aber auch Situationen, in denen unsere Hilfe in einer ganz anderen Form gefragt ist. Da gilt es, an die Ursachen heranzugehen. Damit geraten wir aber unweigerlich in den Bereich der Politik und des Weltwirtschaftssystems, von dem wir alle profitieren, das aber unzähliges Elend erst verursacht. Wissen wir, wie die Produkte, die wir konsumieren, entstanden sind? Kennen wir z.B. die Knebelverträge zwischen der EU und afrikanischen Staaten, dass die nur dann ihre Produkte auf unsere Märkte bringen dürfen, wenn wir unsere Produkte unsererseits uneingeschränkt in deren Ländern vertreiben dürfen, und das mit der Folge, dass wir unsere Überproduktionen so billig in diesen Ländern absetzen, dass dabei die einheimischen Betriebe zerstört werden?

Ja, dem anderen zum Nächsten zu werden, wie es Jesus heute durch sein Gleichnis so drastisch sichtbar macht, das kann ungemütlich werden.